Landgraf Hermann von Thüringen und seine Dichterschule

Von JUDY MENDELS (Lockport, Ill., USA) und LINUS SPULER (Luzern)

Der Name des Thüringer Fürsten Hermann I. scheint mit der Blüte der mhd. Dichtung fast ebenso eng verbunden zu sein wie jener der Dichter selber. Eine erstaunlich vielseitige Tätigkeit hat dieses »enfant terrible« der damaligen politischen Geschichte als großen Anreger auf dem Gebiet der Dichtung wirken lassen. Die vorliegende Untersuchung möchte seinen Einfluß auf die Dichter der Zeit abwägen und damit zur Lösung einer Aufgabe beitragen, die zuletzt von de Boor¹⁾ gestellt worden ist.

Bevor wir jedoch Hermanns Verhältnis zu den Dichtern und seinen Einfluß auf ihr Schaffen näher beleuchten können, müssen wir einiges über sein Geschlecht, seine Umwelt, seine Erziehung, seine Politik und seine Rolle als Mäzen der Künste sagen.

Das Fürstenhaus derer von Thüringen wurde von Ludwig dem Bärtigen († um 1055) gegründet, doch erst Ludwig I. († um 1140) erhielt das Amt eines vom Kaiser bestellten Landgrafen. Auf ihn folgte sein 1129 geborener Sohn Ludwig II., der 1150 Barbarossas Halbschwester Jutta ehelichte. Es zeigt dies, wie sehr sich das Grafenhaus der Gunst des Kaisers erfreute. Der Ehe entsprossen fünf Kinder: eine Tochter Jutta (sie vermählte sich später mit dem König von Böhmen) und die vier Söhne Ludwig, Friedrich, Heinrich Raspe und Hermann.

Ludwig II., der Vater Hermanns, war ein strenger und in seinem Denken unabhängiger Herrscher, sowohl der Kirche wie dem Kaiser gegenüber. Seine Devise soll gelautet haben: »Der Himmel allenthalben ist des Herrn, aber die Erde hat er den Menschenkindern gegeben«²⁾. Er trennte sich ohne Bedenken vom Kaiser, als dessen Handlungsweise ihm falsch schien, und knüpfte mit Ludwig VII., dem König von Frankreich und Gegner Barbarossas, Beziehungen an. Er bat ihn um die Gunst, zwei seiner Söhne am Pariser Hof erziehen lassen zu dürfen, und hatte Erfolg. Später ver-

¹⁾ de Boor-Newald, *Geschichte der dt. Literatur II* (1953), S. 21.

²⁾ Th. Knochenhauer, *Geschichte Thüringens zur Zeit des ersten Landgrafenhauses* (1039-1247), (1871), S. 178.

söhnte er sich wieder mit dem Kaiser und zog 1172 mit ihm nach Polen, doch starb er nach Beendigung des Feldzuges auf dem Rückweg in Naumburg.

Ihm folgte sein ältester Sohn Ludwig III. nach, bekannt als der Fromme oder der Milde. Er erwies sich in seiner Politik nicht weniger unabhängig, als sein Vater es gewesen war. 1170, im Jahre seiner Regierungsübernahme, wurde er am Hoftag zu Erfurt vom Kaiser zum Ritter geschlagen³⁾, doch trennte er sich bald vom Staufer und schloß 1174 ein geheimes Bündnis mit dem Welfen Heinrich dem Löwen⁴⁾. Nach wenigen Jahren kehrte Graf Ludwig wieder zum Staufer zurück und erhielt die Pfalzgrafenwürde von Sachsen. Bald waren er und seine Brüder in einen Krieg gegen den Welfen verwickelt, den sie verloren, obwohl der Land- und Pfalzgraf »wie ein zweiter Makkabäus« gekämpft hatte. Er geriet mit seinem jüngsten Bruder Hermann in Gefangenschaft, aus der beide durch den Kaiser wieder losgekauft wurden. Am Erfurter Hoftag von 1181 trat hierauf Ludwig mit Barbarossas Einwilligung die Pfalzgrafschaft von Sachsen an seinen Bruder Hermann ab; 1184 weilte er auch am berühmten Hoffest zu Mainz und war mit seinem Gefolge von über 1000 Rittern einer der mächtigsten Herren⁵⁾. Bald aber wechselte er neuerdings das politische Lager, indem er 1186 die ihm vom Staufenkaiser aufgedrungene Gemahlin Margarethe von Cleve von sich stieß und die Witwe des dänischen Königs Waldemar I., Königin Sophie, die der Welfenpartei zugetan war, ehelichte. Von Wankelmuth eher als von Opportunismus zeugt die Tatsache, daß er im folgenden Jahr Sophie ebenfalls verstieß und gleichzeitig dem gerade aus Italien heimkehrenden Kaiser entgegengiebt. 1189 finden wir Ludwig und Hermann bei ihrem Onkel an der Werra, um sich am Kreuzzuge zu beteiligen. Ob Hermann wirklich ins Heilige Land fuhr, steht nicht fest, jedenfalls aber zog sein Bruder, der Landgraf, nach dem Orient. Dabei wählte dieser eigenwillig den Landweg über Apulien, während sein kaiserlicher Herr für die ganze Fahrt den Seeweg vorzog. Ludwigs Tapferkeit auf diesem Kreuzzug fand allgemeine Bewunderung, ja man glaubte sogar, er erhalte übernatürlichen Beistand⁶⁾. Er scheint unter der Uneinigkeit der Fürsten sehr gelitten zu haben; er wurde sogar beschuldigt, insgeheim mit dem Feind, Sultan Saladin, unterhandelt zu haben. Vor Akron erkrankte Lud-

---

³⁾ Joh. H. Falckenstein, *Thüringische Chronika I* (1738), S. 653 Anmerkung: »A. D. 1170 Lodewicus Lodewici Landgravii filius cum ingenti gloria magnisque expensis gladium ab Imperatore Frederico Erfordiae in Ecclesia B. Mariae Virginis accepit.«

⁴⁾ H. Eberhardt, *Die Anfänge des Territorialfürstentums in Nordthüringen* (Beiträge z. mittelalterl. u. neueren Gesch. 2, 1932), S. 30.

⁵⁾ Joh. Bühler, *Die Hohenstaufen* (1925), S. 267.

⁶⁾ Knochenhauer, *op. cit.* S. 212.

wig und benützte die erste Gelegenheit zur Heimfahrt, doch starb er noch auf dem Rückweg, erst etwa 40 Jahre alt.

Sein Nachfolger war der jüngste Bruder Hermann. Bisher ziemlich im Schatten geblieben und seinem Bruder in allem folgend, setzte er nun Ludwigs Politik fort. Aus mancherlei Urkunden, die von beiden Brüdern unterzeichnet sind, spricht das gute gegenseitige Einvernehmen. Man nimmt an, Hermann sei um 1155 geboren worden. Er muß noch sehr jung gewesen sein, als er erstmals ins Ausland reiste und am Hofe des französischen Königs weilte, denn 1172 war er wieder in Deutschland. Die Annahme eines frühen Aufenthaltes in Paris entspricht durchaus der damaligen Gepflogenheit, adelige Söhne schon als kleine Knaben der Erziehung und Bildung durch mächtige Fürsten ausländischer Höfe zu überlassen⁷⁾. Die meisten Historiker nehmen an, daß Hermann 1162 oder 1163 nach Paris kam und dort mit seinem Bruder Ludwig am Hofe König Ludwigs VII. erzogen wurde. Hermanns Lebensführung und sein Verhältnis zum Bruder sprechen eindeutig dafür.

In den sechziger Jahren, also gerade zur Zeit von Hermanns Pariser Aufenthalt, kamen in der literarischen Welt Frankreichs die klassischen Romane in Schwang (1150 Roman de Thèbes, um 1160 Roman d'Enéas, 1165 Roman de Troye). Sie wurden selbstverständlich auch am lebensfrohen Hofe⁸⁾ des gastfreundlichen Königs, der nach Paris kommende Deutsche besonders gerne empfing und auch gegen Nichtchristen auffällig tolerant war, eifrig gelesen. Als der so vom Geiste des französischen Rittertums und von der neoklassischen Kunstform Durchtränkte nach Thüringen zurückkehrte, lag ihm nichts näher, als das in Paris Gelernte und Angenommene in die Heimat ausstrahlen zu lassen. Sobald er einigermaßen zu Macht und Ansehen gelangt war, pflegte er am eigenen Hofe Geselligkeit und Gastfreundschaft in erhöhtem Maße und verband sich mit Künstlern, die in seinem Geiste wirkten und die neuen Kunstformen in Sachsen und Thüringen einführen halfen⁹⁾.

Man kann sich die Macht und den Einfluß eines mittelalterlichen Fürsten kaum zu groß und zu einschneidend vorstellen, wenn es um die Belange der Kunst geht. »Die Mäzene der Stauferzeit sind nicht mehr passiv«, schreibt Lintzel¹⁰⁾, sondern sie »ergreifen die Initiative. Sie sind es,

⁷⁾ A. L. Guérard, *French Civilisation* (1921), S. 220.

⁸⁾ E. Lavis, *Histoire de France* III, 1 (1911), S. 23.

⁹⁾ Vgl. H. Schneider, *Heldendichtung, Geistlichendichtung, Ritterdichtung* (1943), S. 225.

¹⁰⁾ M. Lintzel, *Die Mäzene der deutschen Literatur im 12. und 13. Jhd.* (Thüringisch-Sächsische Zs. f. Gesch. u. Kunst XXII [1933]), S. 56. Vgl. auch L. Reynaud, *Histoire générale de l'influence française en Allemagne* (1924), S. 110, und Jungbluths Hypothese, daß Hartmanns drittes Kreuzzugslied und sein Erec im

welche die Dichter zu ihren Werken anregen, die ihnen den Stoff vorschlagen und das Vorbild angeben, die sogar für die Verbreitung der Dichtungen sorgen.«

Am Niederrhein ließ sich Hermann bei der Hochzeit seines Bruders für die dortige Baukunst begeistern. Der Niederschlag hievon zeigte sich in der Ornamentik des bald darauf erbauten Wartburger Landgrafenhauses, die niederrheinische, also auf Frankreich fußende, und klassische Motive aufweist¹¹⁾. Auch ein für Hermann verfertigtes Psalterium zeigt in seinen ideal-schönen Formen deutlich den klassischen Einfluß¹²⁾. Wie Lehfeldt ausdrücklich feststellt¹³⁾, der neue Geschmack des Landgrafen sei seinem Aufenthalt in Paris zuzuschreiben, so meinen wir, daß Hermanns Einfluß auf die mhd. Dichtung gleichfalls durch seine Erlebnisse am französischen Hofe angeregt wurde. Dieser Zusammenhang ist noch kaum erwähnt worden und ist doch sehr bemerkenswert. Hermann, dessen Liebe zur Dichtung in den Annalen des Klosters Reinhardsbrunn nachdrücklich bestätigt wird¹⁴⁾, wollte wie die Franzosen eigene Dichter am Hofe halten; ihre Werke sollten das höfische Leben Thüringens spiegeln.

*

Heinrich von Veldeke

Aus dem genannten Bestreben heraus berief Hermann von Thüringen um 1184, also kurz nachdem er seine Macht als Pfalzgraf konsolidiert hatte, den Dichter Heinrich von Veldeke an seinen Hof. Ob die Geschichte der in Cleve gestohlenen Hs. zutrifft oder nicht, ist hier belanglos, betont sei nur die Tatsache, daß der Landgraf den Dichter beauftragte, das Gedicht zu beenden. Im Epilog, der nach Frings¹⁵⁾ zwar nicht vom Dichter selber, wohl aber »unter Veldekes Augen« geschrieben wurde, heißt es:

Auftrag der Staufer zu politischen Zwecken geschrieben worden sind (Euphoration 44, 1955).

¹¹⁾ P. Lehfeldt und G. Voss, Bau- und Kunstdenkmäler Thüringens, Heft XXI, Bd. III, 2 (1917), S. VI–VII und besonders S. 158 und S. 161.

¹²⁾ Funkhänel, Über ein Psalterium Hermanns I., Landgrafen von Thüringen (Zs. d. Vereins f. thüring. Gesch. u. Altertumskunde II [1857], S. 116).

¹³⁾ Lehfeldt, op. cit. S. 140.

¹⁴⁾ G. Polack, Die Landgrafen von Thüringen (1865), S. 89: Hermann I. . . ., der nicht einmal die müden Glieder dem Schläfe überließ, ohne erst eine Überlegung angestellt zu haben entweder über die heiligen Schriften oder die Großherzigkeit alter Helden. Das eine Mal hatte er ein aufmerksames Ohr für Werke in lateinischer, das andere Mal in deutscher Sprache . . . In Hermanns Bibliothek befand sich eine Hs der Pharsalia des Lucan (E. Schröder, Der Anteil Thüringens an der Literatur des dt. Mittelalters. Zs. d. Vereins f. thüring. Gesch. u. Altertumskunde, N. F. Bd. 31 [1934], S. 9).

¹⁵⁾ Th. Frings-G. Schieb, Drei Veldekestudien (Abh. d. dt. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Jg. 1947, Nr. 6, Phil.-hist. Klasse), S. 23.

13467 unz her quam ze Doringen in daz lant,
da her den phalinzgraven vant . . .

13470 (der) ez in volmachen *biez*;
wander ins *bat* und im ez *riet*,
her ne hete ez volmachtet niet.
he *muste* ez ouch tun
dorch lantgraven Lodewiges sun
volmachen herz ouch began
dorch den phalenzgraven Herman
von der Nuwenborch bi der Unstrut,
want diu rede duhte in gut
und das getihte meisterlich.

13480 *do volbrabtez Heinrich*
dorch sin gebot und dorch sin bete,
wander im allen dienest tete,
den her erdenken konde, . . .

13486 daz was *der phalzgrave Herman* . . .

13490 *dem diende gerne Heinrich*¹⁶⁾.

Unmißverständlich wird hier nicht bloß von Veldekes Abhängigkeit, sondern auch vom selbständigen Urteil und dem literarischen Geschmack des Pfalzgrafen gesprochen, die der Dichter gerne anerkennt¹⁷⁾. Schieb¹⁸⁾ nimmt an, daß die Umarbeitung der Eneide und die Umschreibung vom Niederfränkischen ins Hochdeutsche von einem zweiten Dichter, vielleicht unter den Augen Veldeckes, besorgt wurden, während Frings¹⁹⁾ behauptet, die sog. »Stauferpartien«, die prachtvolle Schilderung des Mainzer Hofestes im Vergleich zur Hochzeit des Aeneas (13221–13252) und die Entdeckung des Grabes der Pallas durch Kaiser Barbarossa (8375–8398), seien ebenfalls, vielleicht noch zu Lebzeiten des Dichters, von einem anderen eingefügt worden. Obwohl wir uns fragen, wozu dann Veldeke nach Thüringen berufen worden ist, wenn Schiebs Hypothese richtig wäre, wollen wir das Problem nicht erörtern, wohl aber unsere Meinung äußern, daß beides, nämlich die Umarbeitung bzw. Umschreibung, und die Einfügung

¹⁶⁾ Frings-Schieb, op. cit. V.

¹⁷⁾ Vgl. Lutz Mackensen, Zu Walthers Spießbratenspruch (Studien zur dt. Philologie des Mittelalters [1950]), S. 55: »Damals ist der Dichter in erster Linie *Artifex*, ein Mann also, der begabt und kenntnisreich genug ist, nützliche Dinge gut, eingängig und schön zu sagen, vergleichbar einem Goldschmiede etwa, der, wenn er eine Arbeit unternimmt, seinen Stolz darein setzt, aus dem ihm anvertrauten Werkstoff ein Gebilde zu formen, das den gelernten Regeln und *den Wünschen des Auftraggebers* entspricht und darüber hinaus »schön« ist. Wenigstens der Teil MA Dichtung, der in fremdem Auftrag entsteht, muß ähnlich beurteilt werden.«

¹⁸⁾ G. Schieb, Heinrich von Veldeke. GRM. XXXIII, N. F. II (1952), S. 170, und Eneide 5001–5136. Turnus' Kampfgenossen (PBB. 72 [1950], S. 90).

¹⁹⁾ Frings-Schieb, op. cit. S. 37.

gen, auf Geheiß des Landgrafen geschah. Hermann hatte alles Interesse, Dichtungen in seiner eigenen Sprache wirken zu lassen, er bewog ja auch Albrecht von Halberstadt, den sächsischen Dialekt zu unterdrücken und in Hochdeutsch zu schreiben. Der Landgraf führte damals oft Krieg und wollte wahrscheinlich eben das, was zu seinem »Handwerk« gehörte, in der Literatur wiederfinden; so lassen sich die fein ausgesponnenen, langatmigen Kampfbeschreibungen erklären, die in der Quelle entweder völlig fehlen oder nur angetönt sind und die Neubearbeitung der Eneide zu einem »Handbuch der Kriegskunst«²⁰⁾ machten. Überdies verliehen diese Schilderungen Hermanns Kämpfen gegen vielerlei Feinde – er hatte deren unter seinen eigenen Edlen – heldenartige Rechtfertigung und kunstvolle Verbrämung. Die »Stauferpartien« geben dem Gedicht ohnehin eine politische Färbung. Ob diese, wie Frings meint, vom Bearbeiter des Epilogs oder von Veldekes Hand stammen, ist für unsere Beweisführung einerlei, denn wichtig ist, daß sie auf Initiative des Landgrafen eingefügt wurden. Der Fürst war damals sehr von Barbarossa abhängig, hatte ihn dieser doch nicht bloß aus der Gefangenschaft losgekauft, sondern ihm auch die Herrschaft über Sachsen zugebilligt. Politiker wie er war, wollte Hermann seinem kaiserlichen Onkel gebührend danken und nahm die Gelegenheit wahr, dies durch die »Stauferpartien« zu besorgen, eine Handlungsweise, die eines Mäzens der Künste durchaus würdig war. Der Dichter hatte für seinen Teil kein Interesse, sich »staufisch« zu bekennen, wohl aber sein Brotherr, der Pfalzgraf von Sachsen, der übrigens des Kaisers Schutz und Schirm für die Konsolidierung seiner immer noch wankenden Macht weiterhin gut gebrauchen konnte. Hermann erreichte so mit der Umarbeitung und den »Stauferpartien« ein Doppeltes: 1. er schuf seiner eigenen Kriegs- und Hofführung ein literarisches Denkmal (er verwirklichte in Thüringen, was er in Frankreich gelernt hatte!), und 2. er trug auf bestechende Weise seine Dankesschuld gegenüber dem kaiserlichen Onkel ab.

Nun hat schon Wilhelm Wittkopp in einer Leipziger Dissertation²¹⁾ erwähnt, daß Veldekes Festbeschreibungen, deren Ausdehnung in der Quelle gering ist (vgl. z. B. die Hochzeit des Aeneas mit Lavinia), als Bilder der höfischen Welt und der Tugenden des Fürsten zu verstehen sind und daß der Dichter dabei besonders auf die Gaben aufmerksam machen wollte.

13 181 Dar nâ die vorsten rîke
gâven vollîke,
her iegelîch met sînre hant,
dûre pellîn gewant,
ende ros ende skat,

²⁰⁾ de Boor-Newald, op. cit. S. 24.

²¹⁾ W. Wittkopp, Die Eneide Heinrichs von Veldeke und der Roman d'Eneas (Diss. Leipzig 1929).

13 186 silver ende goltvat,
mûle ende ravite
pelle ende samite . . .
gans ende ongesrôden . . .
13 193 gâven die vorsten
die wale geven dorsten
13 195 hertogen ende grâven,
den speleman sî gâven
grôtlike ende sô,
dat si alle dannen skieden
end lof den koninge songen . . . frô²²⁾.

Doch sollten solche Stellen nicht so sehr als bescheidene Bettelei des Dichters wie als bestellter Lobgesang auf den Fürsten verstanden werden; die »milte« galt von jeher als eine der wichtigsten Tugenden²³⁾, und der Fürst sollte also um der Freigebigkeit willen, die er den Künstlern gegenüber übte, bekannt und gerühmt werden.

*

Albrecht von Halberstadt und Herbort von Fritzlar

Als Hermann 1190 seinem Bruder Ludwig nachfolgte und Landgraf von Thüringen wurde, unterhielt er, wie aus Urkunden hervorgeht, mit den Klöstern Jechaburg und Fritzlar enge finanzielle und andere Beziehungen²⁴⁾. Er benützte den Anlaß, um zwei Mönche seinen literarischen Ambitionen zu verpflichten. Albrecht von Halberstadt, Probst zu Jechaburg, und Herbort von Fritzlar schrieben nun, wie früher Veldeke, in Hermanns Auftrag. Beide bezeugen allerdings ihre dichterische Ungeschultheit, ja sie setzten sich an eine Arbeit, die ihnen nach den eigenen Worten weder gefällig noch geläufig war und keineswegs religiöser Erbauung diene, aber sie konnten wohl nicht anders, als Hermanns Wünschen einfach zu willfahren.

Albrecht betont, daß ihm, dem Sachsen, die »Hochsprache« nicht sonder-

---

²²⁾ Heinrichs von Veldeke *Eneide*, hrsg. v. O. Behaghel (1882).

²³⁾ Vgl. das Bild des Landgrafen im Wartburgkrieg (hrsg. v. K. Simrock 1858), das die gleichen Züge zeigt wie die Hauptpersonen in den Werken von Veldeke, Herbort von Fritzlar und Wolfram. »In Durlinge lande ein furste saz / Der sich gar selten ie vergaz / An dugenden joch an eren. / Sin herze in kunde leren / Unde ouch sin ellenthafter muot / Daz er kost unde ander guot / Gabwol mit rilicher hant . . . Er sach gar gerne ritterspil (V. 71–80). Groz was sin ingesinde . . . Der furste ouch hoves dick plac / Daz in di herren suochten / Di bi ime ouch geruochten / Zu dribene kurzewile . . . (Vv. 140–147).

²⁴⁾ O. Dobenecker, *Regesta diplomatica necnon epistolaria historiae Thuringiae II (1152–1227)* (1900), Urk. 842, 939.

lich geläufig sei²⁵), daß er seinen sächsischen Dialekt aber nicht verwenden dürfe. Warum? Wohl aus demselben Grund, der uns eine hochdeutsche Eneide schenkte. Es ist bemerkenswert, daß sich der fromme Mönch in der Einleitung zu seiner Übersetzung zwar gegen jeden Aberglauben als Teufelswerk auflehnt, nachher aber ohne Bedenken oder Beschwerden und auch ohne Glossen den Text heidnischer Römer getreu verdeutscht. Wir erklären dies so: Mußte Albrecht dem Willen seines Auftraggebers schon nachkommen, so wollte er doch die Vorrede zur Darlegung seines ideologischen Standpunktes, d. h. zu einem Lob auf Christus und zur Verurteilung aller heidnischen Wissenschaft, benützen. Sein Gehorsam wird geradezu rührend, wo der gottesfürchtige, den Musen abholde Mönch andeutet, Hermann von Thüringen, der mächtige Fürst, habe ihm den Auftrag erteilt; er wisse zwar, daß der Stoff des Teufels und er selber kein Dichter sei, aber er müsse schon sein Bestes tun, denn der Fürst sei gar mächtig. Er hätte hinzufügen können: und streng!

Auch Herbort von Fritzlar bezeugt seinem fürstlichen Auftraggeber die übliche Huldigung und bekennt, er werde auf Befehl des Fürsten die Sprache »bigen«, so gut er könne.

Ich wil in (die sprache) bigen ob ich kan
Daz biz der furste herman
Der Lantgrave von duringe lant
Diz buch hat im hergesant
Der grave von Liningen
So mir dar ane gelingen
So lenge ich ez mit willen niht
Ich spreche von troyge daz licht²⁶).

Ganz deutlich wird seine Abhängigkeit dort, wo der Dichter sein Werk mit einer ausführlichen Beschreibung des neuen Thüringer Wappens zielt. Wie sich die Hörigen nach den Farben ihrer Herren kleideten, so »beanspruchte« Herbort das neue Wappen Hermanns, das dieser übrigens um jenes in der Wartburger Ornamentik auftauchende Löwenmotiv bereichert hatte.

Ruth Auernhammer hat schon erwähnt²⁷), daß sich in Herborts Buch die Kulturformen des Thüringer Hofes spiegeln. Es fällt ihr auf, daß der Mönch trotz seinem geistlichen Stande höfisch denkt und fühlt und daß seine Helden mehr Kampfeslust und Tatendrang zeigen als die der Vorlage. Da nun dasselbe bei Veldekes Helden feststellbar ist, möchten wir

²⁵) Albrecht von Halberstadt und Ovid im Mittelalter (K. Bartsch), Quedlinburg und Leipzig 1861, Vv. 42–55 (Bibl. d. ges. Nationalliteratur XXXVIII).

²⁶) Herbort von Fritzlar, Liet von Troye. Hrsg. G. K. Frommann, Quedlinburg und Leipzig 1837. Vv. 91–98 (Bibl. d. ges. Nationallit. V).

²⁷) Ruth Auernhammer, *Die höfische Gesellschaft bei Herbort von Fritzlar* (Diss. Erlangen 1939), S. 18.

hierin wieder den Einflu? des Auftraggebers sehen, der in den unter seiner ?gide entstehenden Dichtungen ein Abbild seiner eigenen Welt und seiner Taten finden m?chte. Wenn Herbort in die Schlachtgem?lde immer wieder Aufrufe zum Frieden einf?gt, so mag dies dem Umstande verpflichtet sein, da? das schwer geplagte Th?ringer Land damals von stets neuen feindlichen Einf?llen heimgesucht wurde. Ruth Auernhammer berichtet ferner, viele (von Herborts) selbst?ndigen Erweiterungen bez?gen sich auf die Sorge um das Wohl der G?ste²⁸⁾. Wir verstehen dies als Anspielung auf den gastfreundlichen Hof Hermanns und sehen so z. B. das gro?e Fest bei Peleus mutatis mutandis als Spiegel des Th?ringer Hofes (V. 17876–84):

Muse da so sungen
Daz ir stimme erklungen
Uber manige m?le.
Da kurzeten die w?le
Die edeln tichtere
Mit manigerhande maere
Da was kurzew?le viele
Von manigerhande seiten spiele
Was die hochz?t also gut.

*

Wolfram von Eschenbach

Schneider behauptet u. a.²⁹⁾, der Th?ringer F?rst sei in literarischer Hinsicht altmodisch gewesen. Gerade die Berufung Wolframs und das Verh?ltnis zu ihm zeigen aber, da? sich der kunstf?rdernde Landgraf dem wechselnden Geschmack seiner Zeit anzupassen verstand und die anf?nglich bevorzugte klassische Richtung zugunsten der moderneren preisgab; er sch?tzte sehr die Gawein-Partien des Parzival und regte mit Willehalm durchaus keine altmodische »Chanson de Geste«, sondern eine Dichtung an, die zu den damals in Frankreich neuesten Literaturgattungen geh?rte³⁰⁾.

Wir wissen nicht, wann Wolfram nach Th?ringen gekommen ist, doch nimmt man allgemein an, da? er um 1203 am Hofe Hermanns weilte. Auf sein Dienstverh?ltnis zum F?rsten weisen eigene ?u?erungen wie Aussagen von Zeitgenossen und von solchen, die Wolframs Zeit noch nahestanden³¹⁾.

²⁸⁾ Auernhammer, op. cit. S. 57.

²⁹⁾ Schneider, op. cit. S. 272.

³⁰⁾ R. Kienast, Zur Tektonik von Wolframs Willehalm (Studien z. dt. Philologie d. Mittelalters [1950]), S. 98.

³¹⁾ Vgl. J. Siebert, Wolframs und Klingsors Stubenkrieg zu Eisenach (PBB LXXV [1953]), S. 373, und Fr. K?diz von Salfeld, Das Leben des hl. Ludwig, Landgrafen in Th?ringen (hrsg. v. H. R?ckert [1851]), S. 9, I. 5.

Was es heißt, zum »Hofgesinde« eines Fürsten zu gehören, verdeutlicht uns Reinbot von Durne, der 1231 für Herzog Otto von Bayern, den Sohn von Hermanns Schwager Ludwig, die Legende vom hl. Georg dichtete³²). Vom Auftrage sprechend führt er aus (V. 20–30):

Er (der »herzog ûz Beierlant«) und sîn reinez wîp,
... sprachen zuo mir »Reinbot,
du solt ein buoch tihten,
in tiutsche sprâche rihten,
von dem lieben herren mîn,
dem wir welen unterraenic sîn,
sant Georjen, der uns selten ie
in keinen noeten verlie.«
Herre und liebe frouwe mîn,
ich tuon iu beiden sampt schîn
daz ich von sant Georjen sô,
sprich daz ir sîn werdet frô...

Aber auch hier hat der Auftraggeber der Arbeit des Dichters gleichsam den Stempel aufgedrückt:

Ich enbin der witze niht sô laz
ich enkünne ez doch verre baz
tihten unde zieren,
mit lügenen florieren
beide her unde dar:
nû hat ez mir verboten gar
von Beiern diu herzogin
der ich underhoerig bin (V. 49–56).

Von Hermanns Auftrag an Wolfram weiß Reinbot, der dank den verwandtschaftlichen Beziehungen des bayrischen Herzogs zum Thüringer Hof wohl über alle Geschehnisse auf dem laufenden gehalten wurde, zu berichten (V. 34–44):

Von Dürngen lantgráf Herman
in franzois geschriben vant
daz er in tiutsche tet bekant
Von Wilhalm von Naribôn.
des hât er hiut ze himel lôn.
er was des buoches urhap,
wan er die matêrje gap

---

³²) Reinbot von Durne, *Der hl. Georg* (hrsg. von C. von Kraus) (Germanische Bibliothek, III. Abt., Bd. L [1907]). Dieselbe Abhängigkeit des Dichters gegenüber seinem Brotherrn stellt Christopher Dawson, *Religion and the Rise of Western Culture*, New York 1950, S. 186, für Chrestien de Troyes fest: »We see a poet like Chrestien de Troyes excepting the exotic ideals of the new courtly poetry, in deference to his patroness, Mary of Champagne. 'Matter and style', he sais, 'are given and furnished by the countess'. The poet is simply trying to carry out her concern and intention.«

hern Wolfram von Eschenbach:
daz er von Wilhalme sprach,
daz ist vom lantgrāven kōmen.

In Reinbots Augen ist der Landgraf wichtiger als der Dichter und Wolfram nur der Diener, das Instrument des Herrn. Wahrscheinlich hat Wolfram selber seine Lage nicht anders beurteilt³³). Er macht, wie seine Vorgänger, keinen Hehl daraus, daß er unter Hermanns Fahne arbeitet³⁴). Zwar ist Parzival nicht auf Hermanns Auftrag begonnen, wohl aber in Hermanns Dienst weitergeführt worden. Der Name des Fürsten wird deshalb auch nicht schon zu Beginn, sondern erst im VI. Buch (297, 16) genannt. Der Einfluß des Thüringers und verschiedene thüringische Motive, die Snelleman erwähnt³⁵), sind ab Buch VI feststellbar. Daß Wolfram unter verschiedenen Herren am gleichen Werke arbeitete, darf nicht überraschen, kam es doch auch vor, daß Dichter unter den Fürsten »ausgeliehen« wurden oder ihre Dienste in einer Art »Austauschverfahren« vorübergehend wechselten³⁶).

Wolframs Parzival (ab VI. Buch) und Willehalm sind der »Thüringer Schule« ebenso verpflichtet wie die Werke Veldekes und von Herborts von Fritzlar: sie verweilen liebevoll bei Kampf- und Festszenen, sie erwähnen häufig, direkt und indirekt, die Fürstentugenden »Milte« und »Gastfreundschaft«. Berühmt sind die Schlachtenbeschreibungen im VIII. und IX. Buch des Parzival, die ganz Wolframs eigenes Werk sind und mit bemerkenswerter Sachkenntnis abgefaßt wurden. Auf die weltfrohe Gesinnung am Thüringer Hofe weist der Dichter z. B. im XIII. Buch des Parzival (639, 11–12) hin, wo er sich »niuwe(r) tänze . . . der uns von Dürngen viel ist kōmen« erinnert³⁷). Zeilen wie »der lantgrāfe von

³³) Dieses Dienstverhältnis mag auch den Schlüssel liefern zum Rätsel, ob und weshalb Wolfram den *Titirel* unterbrochen hat, um den *Willehalm* zu schreiben. Wahrscheinlich wurde er zur Preisgabe des *Titirels* genötigt, weil Hermann das Kreuzzuggedicht befahl. Wohl wollte er beim 8. Buch abbrechen, vielleicht als Hermann wegen seiner Alterskrankheit die Regierungsgeschäfte niederlegte, aber er konnte das Werk erst liegen lassen, als Hermann gestorben war. Vgl. K. Helm, Die Entstehungszeit von Wolframs *Titirel* (ZfdPh. 35 [1903]), S. 200.

³⁴) Vgl. auch A. Schreiber, Neue Bausteine zu einer Lebensgeschichte Wolframs von Eschenbach (Deutsche Forschungen VII [1922]).

³⁵) W. Snelleman, Das Haus Anjou und der Orient in Wolframs Parzival (Diss. Amsterdam, 1941).

³⁶) H. Schmidinger, Patriarch und Landesherr (Publ. d. österr. Kulturinstituts in Rom, I. Abt., I. Bd. [1954]), S. 112. Man beachte auch, daß Hermann von Thüringen mit Wolframs Lehnsherrn Boppo II. von Wertheim befreundet war. Boppo reiste mit Philipp von Flandern, Chrestiens Gönner, sowie mit dem Herrn von Dürne in Kaiser Heinrichs VI. Gefolge.

³⁷) Wolfram von Eschenbach, Parzival (Hrsg. K. Lachmann-Ed. Hartl, 7. Ausg. [1952]). Vgl. auch Wartburgkrieg, 67.140 ff.

Dürngen Herman / hete in ouch lichte ein ors gegeben« (Willehalm IX, 417, 22–23)³⁸⁾ gedenken Hermanns übergroßer Milte und sind eine Art Echo auf Walthers 104, 9–10. Man vergleiche auch Walthers 35, 7: »Ich bin des milten lantgrâven ingesinde« und das Urteil über Hermann im Wartburgkriege: »Der Dürnge herre ist milte ûz Kindes Jugend«. Den Preis dieser Tugend finden wir ferner in Parzival III, 170, 27; V, 222, 15 ff.; VI, 336, 17–24; XV, 785, 5 ff.; 786, 20–30 und in Willehalm V, 231, 16–18; IX, 417, 22–26. Das Lob der höfischen Gastfreundschaft ertönt im Willehalm III, 132, 111–136, 1–15 und besonders in V, 234, 13–236, 10 und 265, 6–17. Wolfram macht sich, gerade wie Walther in 20, 4, über die große Gästeschar des Landgrafen sogar etwas lustig: Willehalm 297, 16–18.

Aus welchen Gründen veranlaßte Hermann die Dichtung Willehalm? Wolfram berichtet nur: »Lantgraf von Dürngen Herman / tet mir diz maer von im bekant« (I, 3, 8–9). Aus Reinbot von Durnes Gedicht aber wissen wir, daß Hermann (er hatte zum drittenmal zur Stauferpartei gewechselt!) mit dieser Kreuzzugserzählung und mit der Gründung des Katharinenklosters zu Eisenach (beides wurde zur gleichen Zeit verwirklicht) den Himmel zu verdienen hoffte. Den Willehalm ließ er aber nicht allein im Hinblick auf das eigene Seelenheil schreiben, vielmehr hoffte er, damit auch das Heil seines Vaters Ludwig II. und seines Bruders Ludwig III. zu sichern. Das Gedicht konnte ferner als zarter Wink an die kaiserliche Adresse dienen; denn Zeitgenossen fiel es leicht, von König Ludwig zu Friedrich II. eine Parallel zu ziehen³⁹⁾, da ja Ludwig mit seiner Hilfe an Willehalm ebensosehr zögerte wie Friedrich mit der von Hermann innigst gewünschten Befreiung des Hl. Landes⁴⁰⁾, welche der König, als er 1215 das Kreuz nahm, versprochen hatte.

Manches in den beiden Gedichten kann auf Hermanns persönliche Gesinnung und sein Leben bezogen werden. Der Landgraf mußte des öftern von Juden borgen, um seine kostspielige Hofhaltung und die vielen Kriege zu finanzieren⁴¹⁾. In Parzival I, 12, 8–10 heißt es:

Swâ noch ein jude pfandes gert,
er möhtz dâvür enphâhen;
ez endorft im niht versmâhen.

In Willehalm sind es die Juden, die Rennewarts Ausrüstung anfertigen sollen: IV, 195, 12–20 und IV, 197, 1–3.

Wenn Wolfram den Templeisen (sie hegten bekanntlich antipäpstliche

---

³⁸⁾ Wolfram von Eschenbach, Willehalm (Hrsg. K. Lachmann-Ed. Hartl, 6. Ausg. [1926]).

³⁹⁾ S. Singer, Wolframs Willehalm (1918), S. 5.

⁴⁰⁾ Joh. Rothe, Düringische Chronik (Hrsg. R. v. Liliencron [Thüring. Geschichtsquellen III] [1859]), S. 331.

⁴¹⁾ Singer, op. cit. S. 73.

Gefühle) und der Figur des Feirefiz einen Ehrenplatz einräumt, so entspricht dies der Einstellung von Hermanns Bruder Ludwig, der auf seinem Kreuzzug zweimal von den Tempelherren gerettet worden war und überdies mit Sultan Saladin sehr freundschaftliche Beziehungen unterhielt⁴²⁾, wie auch der Einstellung von Richard Löwenherz, der seine Schwester dem Bruder Saladins zur Frau gegeben hatte⁴³⁾. Willehalm, obwohl er sie bekämpft, schätzt die Heiden als Menschen und Ritter; der Heidenknabe Rennwart wird ihm ebenso lieb wie Feirefiz dem Parzival.

Im Leben Gahmurets zeichnet Wolfram die Umstände der Jugendjahre des jüngsten, ohne Erbe ausgegangenen Sohnes des Grafenhauses nach:

Si pflegents noch als mans dô pflac,
swâ lit und welhsch gerihte lac
des pfliget ouch tiuscher erde ein ort:
daz habt ir âne mich gehôrt,
swer ie dâ pflac der lande,
der gebôt wol âne schande . . .
daz der altest bruoder solde hân,
sîns vater ganzen erbeteil . . .
kûnge, grâven, herzogen,
(daz sag ich iu für ungelogen)
daz die dâ huobe enterbet sint
unz an daz elteste kint,
daz ist ein fremdiu zeche (I. 4, 27-5, 21).

Er spiegelt auch das Verhältnis zwischen Hermann und seinem ältesten Bruder Ludwig, wie es uns in Urkunden dargestellt wird⁴⁴⁾. Hermann blieb nach dem Tode des Vaters erblos, Ludwig beerbte die Landgrafschaft. Die beiden verband aber innige Bruderliebe: sie zogen zusammen in den Krieg, wurden zusammen gefangengenommen und wieder befreit, unterschrieben zusammen Verträge usw. Sie nahmen stets gemeinsam an hohen Festen teil – und Parzival zieht zusammen mit Feirefiz zur Gralsburg. Willehalm (Wolfram hat seine Person aus ganz bestimmten Absichten veredelt),⁴⁵⁾ ist wie Hermann enterbt (der Zug fehlt in der Quelle!). Vivianz, der junge Neffe Willehalm, weist manche gemeinsame Züge mit Hermanns Lieblingsbruder Ludwig auf. Man möchte glauben, er wollte ihm ein Denkmal setzen. Ludwig starb, als er über vierzig Jahre alt war, aber in der Erinnerung der Nachwelt lebte er als junger Mann weiter. Sein Grabmal stellt ihn als schönen Jüngling »in langen Haaren ohne Bart«

⁴²⁾ Snelleman, op. cit. S. 167.

⁴³⁾ Zeydel-Morgan, *The Parzival of Wolfram von Eschenbach* (1956), S. 12.

⁴⁴⁾ Vgl. auch Knochenhauer, op. cit. S. 196, 210-212.

⁴⁵⁾ B. Mergell, *Wolfram von Eschenbach und seine französischen Quellen I* (1936), S. 45.

dar; Willehalms Klage über Vivianzens Tod scheint an die Adresse Ludwigs gerichtet: »Swaz dīnes liehtn antlietzes was, dar an gewuohs noch *nie kein gran*« (II. 67, 14 f.) und »ouwê daz sīniu jungen jâr / âne mundes granhâr / mit tôde nâmen ende!« (I, 13, 25–27). Ludwig, der im Hl. Lande tödlich erkrankte und also für den Glauben starb, ist ebenso wie Vivianz ein Glaubensmartyrer. Beide genossen übernatürlichen Beistand; von Ludwig ging die Sage, daß er mit dem hl. Georg in Verbindung stand, während Vivianz vom Engel Cherubim gestärkt wurde (I. 49, 4–50, 1).

Auch der Mutter Hermanns gedenkt Wolfram. Parzivals Vater stirbt wie der Hermanns auf einem Feldzuge; so nimmt die Mutter in der Erziehung beider Knaben einen wichtigen Platz ein. Herzeloide verleugnet ebenso wenig wie Frau Jutta, Hermanns Mutter, ihr edles Blut; die dichterische wie die lebende Gestalt zeigt große Bildung und Selbständigkeit im Denken und Handeln. Herzeloide's starker Charakter ist Echo desjenigen von Frau Jutta (sie hatte in Abwesenheit ihres Gatten auf eigene Faust eine Burg gebaut⁴⁶), sie bewies ihre Mildtätigkeit nicht bloß mit Geschenken an das Kloster Reinhardsbrunn, sondern ließ die Mönche auch nach eigenem Küchenszettel ernähren⁴⁷). Beider Frauen Bruder war ein mächtiger Herrscher; so ergibt sich das parallele Verhältnis von Parzival zum Gralkönig Amfortas einerseits und von Hermann zu Kaiser Barbarossa andererseits. Wie Amfortas ist auch Barbarossa zur sagenumwobenen Gestalt geworden. – In Willehalm steht Irmscharts liebevolle Zeichnung für Hermanns Mutter (vgl. III. 147, 22–24; 160, 1–161, 30).

Hermanns Vater ist ebenfalls in den Willehalm eingegangen. Heinrich von Narbonne erscheint mit seinen vier Söhnen so, wie einst Landgraf Ludwig II., als er in die Schlacht zog (vgl. III. 142, 24–28); er ist Mittelpunkt verschiedener Szenen und nicht weniger als Ludwig II. ein kluger, kräftiger Mensch, dem die Jüngeren mit Respekt begegnen; man vergleiche die Darstellung von Heinrich und Gyburg bei Tisch (V. 265, 2 bis 268, 30), die der Vorlage fehlt. Vielleicht ist Rennewarts Art, sich nie ohne Harnisch zu zeigen, ebenfalls eine Reminiszenz an Hermanns Vater, Ludwig der Eiserne genannt, weil er nach den Chroniken gegen Ende seines Lebens die Waffenrüstung aus Angst vor Mördern nicht mehr ablegte (Landgraf Hermann soll es ebenso gehalten haben!).

Auffällig sind ferner Wolframs Abweichungen von der Quelle, sobald er von Verwandten des Helden spricht; seine Brüder nennt er stets mit Namen und betont jeweils das Verwandtschaftsverhältnis (z. B. Wh. III, 118, 24–26). Das Sippenverhältnis ist äußerst wichtig: der Held sucht und findet bei Verwandten Stütze und Hilfe, etwa beim Schwager und König

---

⁴⁶) O. K. Müller, *Die Wartburg* (1927), S. 25.

⁴⁷) Falckenstein, *op. cit.* S. 634.

Ludwig⁴⁸⁾ oder beim Neffen Vivianz, der für ihn sogar in den Tod geht, durch Vater und Brüder wieder ersetzt wird⁴⁹⁾. Im *Parzival* spielen Onkel und Kusinen, die ganze Verwandtschaft eine so wichtige Rolle, daß Schwietering mit Recht sagen konnte: »Parzivals Weg zu Gott führt über die Familie. Aus der Sippe gelöst, würde Parzival nie das Gralkönigtum erlangen«⁵⁰⁾. Genau so nahm Hermanns Sippe mit Rat und Tat an seinem Leben teil, wir denken etwa an seinen Schwestersohn Ottokar von Böhmen, an seinen Schwiegersohn Dietrich von Meißen, an die mit ihm verschwägerten bayerischen Fürsten, die alle seine Partei ergriffen, selbst über politischen Richtungswechsel hinweg, mit ihm kämpften und ihn verteidigten.

Nach dem Gesagten ist es uns leichter verständlich, weshalb *Parzival*, besonders Buch I und II und der Schluß, eine Welfendichtung ist und die Anjous verehrt, wie Snelleman⁵¹⁾ zu beweisen versucht, während *Willehalm* von Anfang bis Ende die Staufer verherrlicht und die Welfen nicht wenig verspottet. Als *Parzival* gedichtet wurde (es muß dies auf Grund der Erwähnung der Erfurter Weingärten teilweise kurz nach 1203 geschehen sein⁵²⁾), gehörte Hermann zu Ottos von Braunschweig Parteigängern (1201 bis 1204). 1203 bedrohte ihn Philipp von Schwaben mit starken kriegerischen Einfällen, doch vermochte Otto den mächtigen Landgrafen dank der finanziellen Hilfe seines Onkels Richard Löwenherz bzw. dessen Nachfolgers im eigenen Lager zu behalten. Aus dieser Sachlage erhellt, warum im *Parzival*, besonders in den nach Buch III–VIII geschriebenen Büchern I und II, der englische König gepriesen wird und am Ende ein Denkmal für die Anjous steht. Wir erinnern daran, daß Hermanns Bruder Ludwig anlässlich seiner Teilnahme am 3. Kreuzzuge nicht mit dem Kaiser, sondern mit Richard Löwenherz gezogen war. Im Hinblick auf diese Umstände erweist sich Panzers Hypothese, Gahmuret wäre eine Verherrlichung des Löwenherz, als verfehlt. Wolfram hätte also die »Welfen-

---

⁴⁸⁾ Wolfram hat aus eigenen Stücken Nachdruck auf Willehalms Verwandtschaft mit dem französischen König gelegt. III. 139, 12–15.

⁴⁹⁾ Es fällt auf, daß, so wie die Böhmen flohen, sobald sie Philipps Heer von weitem erblickten, auch die Franzosen im *Willehalm* dem Feind den Rücken kehren wollen, sobald sie seiner ansichtig werden (VII. 321, 1–322, 1). Die Stelle mag auch eine Anspielung auf den zweiten Kreuzzug sein, wo die Franzosen auf die Deutschen hinabblickten, weil sie so grob seien und die »Welschen« zu verfeinert fänden (L. Reynaud, *Histoire générale de l'influence française en Allemagne* [1924], S. 89).

⁵⁰⁾ J. Schwietering, *Die dt. Dichtung des Mittelalters* (Hdbch. d. dt. Literaturwiss. [1932]), S. 164.

⁵¹⁾ Snelleman, op. cit. S. 3 ff.

⁵²⁾ Zeydel-Morgan, op. cit. S. 1, nehmen als Daten für den *Parzival* die Jahre 1195–1210 an.

bücher« auf Wunsch Hermanns eingefügt, gleichwie früher die Stauferpartien der Eineide einverleibt worden waren. – Das Staufergedicht Willehalm dagegen wurde um 1212–1217 verfaßt, zu einer Zeit also, da Hermann auf die Seite des Staufers Friedrich II. hinübergewechselt hatte. Hier vollzieht sich der Kunstgriff, den wir bei Herbort von Fritzlar angetroffen haben: Wolfram beschreibt in Willehalm ein bekanntes Wappen, um zu zeigen, zu welchem politischen Lager man gehört. Der Held des Gedichtes trägt das Wappen der Herren von Beaux (goldener Stern auf blauem Felde (VII. 328, 9). Der Herr von Beaux aber wurde am 8. Januar 1215, also als die Arbeit am Willehalm begonnen war, aus besonderer Gunst von Friedrich II. zum Stadthalter des Arelates ernannt. Der König versprach sogar, Wilhelm von Beaux solle mit ihm gekrönt werden, wenn er selber Kaiser würde⁵³). Es ist deshalb absolut kein Zufall, wenn Willehalm's Wappen einen goldenen Stern auf blauem Felde zeigt, und Hermann bewies einmal mehr, daß er bei seinem Mäzenatentum die Politik klug in die Kunst einzubeziehen verstand. Wolfram widmet einem weiteren Günstling des Kaisers lobende Zeilen (Wh V. 241, 1–5): der Patriarch von Aquileja war, mit Unterbrechung von 1209–1212, stets an der Seite der Staufer gewesen und 1214 von Friedrich II. mit Friaul belehnt worden.

Der beflissene Lobpreis der Staufer in Willehalm wechselt mit einer unermüdlichen Lust zur Verspottung der Welfen. Wolframs Bild von Otto IV. entspricht jenem, das auch Walther gibt: es ist der Welfe, wie er durch die Augen Hermanns von Thüringen gesehen wurde. Ottos Karikatur ist im draufgängerischen Heidenkönig Terramêr zu finden. Terramêr-Otto wollte »den stuol dâ zÂche besitzen und dan ze Rôme varn, sîner goten prîs alsô bewarn, die Jêsus helfe wolde lebn, daz sie dem tôde wurde gegeben. Sus wolde er roemsche krône vor sînem goten schône und vor der heiden-schafte tragen« (Wh. VII. 340, 4–11). Die Stelle – sie fehlt natürlich in der Vorlage – ist für die damalige öffentliche Meinung sehr bezeichnend; sie entspricht ganz dem Beschluß der Fürsten, die 1211 in Nürnberg tagten, 1212 Otto IV. zum Häretiker stempelten und Friedrich II. als zukünftigen Kaiser wählten⁵⁴). Häufiger Spott trifft Otto wegen seiner erst nach langem Streben erhaltenen römischen Krone (vgl. VII. 338, 21–339, 1); auch an Ottos gewalttätigen Zug nach Rom vom 4. Oktober 1209 wird erinnert (VIII. 393, 30–394, 5 und bes. VIII. 396, 22 ff.):

---

⁵³) A. Schreiber, op. cit. S. 157.

⁵⁴) Dobenecker, op. cit., Urk. 1488 a. Vgl. auch Rothe, op. cit. S. 325: »Do verkundigete man offinberlichen, das Keisser Otto were eyn Ketzler unde eyn offinbar vordrucker aller fromen cristen unde aller geistlichen lewte. Frederichen den jungen Keisser Heynriches des letzten ssonn . . . den vorkundigeten die fursten dornoch . . . zu eyne romischen konige unde verbunden sich abir mit den reynischen fursten unde herren weder Keisser Otten.«

Nu mac die vart hinz Ache
mit êren mîden Terramêr.
al meist die roemschen fürsten hâr
sint gein in komn ûf Alitschanz.
Si wolden im künden, Vivianz
und der edele Mîle waern erslagn:
wolt er ze Rôme krône tragn,
sô solde er in daz rihten,
wolde er zir dienste phlihten.

Auch der Schluß weist darauf hin (IX. 450, 21–25). Selbst Ottos unglücklicher Versuch von 1212, die Festung Weißensee zu erobern, ist nicht vergessen (vgl. III. 111, 6–11). Es scheint, daß Kaiser Otto außer in Terramêr gelegentlich auch in König Ludwig seinen dichterischen Widerpart gefunden habe; man vergleiche etwa die Stelle Willehalm III. 145, 16 bis 146, 7, wozu eine Stelle aus dem Wartburgkrieg zu erwähnen wäre:

Ein Dürenge herre nimt imz sunder danc und setzet swen er wil. daz sâhent ir an Keiser Otten dâ von Bruneswic, den schiet er von dem rîche und tete in maneger êren vrî (S. 12, 7–10).

Wolfram verfiht den Partikularismus der deutschen Fürsten und ihren Stolz, mahnt aber gelegentlich auch an ihre Reichspflicht; vgl. Wh. III. 158, 16–21; 159, 6–16; V. 224, 21–23. So nähert sich der Dichter immer mehr Walther. Beide sprechen es aus, man müsse die Krone den Gegnern der Staufer vorenthalten (vgl. Walther 18, 29), weil die Staufer zu mächtig seien:

hôch mit hôher ahte
hât roemisch krôn vor ûz den strît,
daz ir niht ebenhiuze gît:
sô scharpf ist roemisch krône ervorht.
Swaz ander krône sint geworht,
die ûf getouften houbten sint,
ir aller kraft gein dirre ein wint
ist: sine mugens et niht getuon (IX. 434, 8–15).

Vielleicht sind diese Zeilen eine Huldigung an Friedrich II., der eben am 25. Juli 1215 in Köln durch den päpstlichen Legaten gekrönt worden war. Sie erinnern an Walthers mehr als 15 Jahre früher geschriebene Verse 9. 12: »Bekêrâ dich . . .«, die denselben staufischen Gedanken aussprechen. Schließlich könnte das Ende des Willehalm, das wie das Ende des Parzival den Zusammenschluß von Ost und West präkonisiert, als Apotheose der Politik des Thüringer Landgrafen sowie Friedrichs II. aufgefaßt werden.

*

25*

Walther von der Vogelweide

Wie zu den obengenannten Epikern verhielt sich Hermann von Th?ringen auch zum Lyriker Walther von der Vogelweide. Hugo Kuhn weist in den *Annalen*⁵⁵⁾ darauf hin, da? der »schwankenden geschichtlichen Rolle dieses Unruhgeistes seltsam seine literarische entspricht«. Wir glauben, da? im Werke Walthers mehr auf Rechnung des gro?en Th?ringers geht, als man bislang angenommen hat.

I.

Es ist hier n?tig, nochmals kurz auf Hermanns politisches Verhalten zu sprechen zu kommen. Bis zum Beginn seiner Landgrafenzzeit mischte sich der F?rst so gut wie nicht in politische Streitigkeiten, als Landgraf aber wurde er zum heftig streitenden und umstrittenen Parteig?nger. Kaum zum zweitenmal verheiratet, verpflichtete er sich im November 1195 auf dem Reichstag zu Gelnhausen zum Kreuzzug; er trat ihn 1197 an, fuhr dabei aber nicht im Gefolge Kaiser Heinrichs VI. und verhielt sich also gleich unabh?ngig wie fr?her sein Vater und sein Bruder. In Pal?stina beteiligte er sich bei der Belagerung verschiedener St?dte, kehrte jedoch im Juli 1198 in die Heimat zur?ck (der Kaiser war am 28. September 1197 gestorben), obwohl Papst Innozenz III. ihn mit einem pers?nlichen Schreiben ersucht hatte, im Kampfe auszuharren und nicht gegen das Gel?bde zu versto?en. Der Heimkehrende fand Deutschland in Zerr?ttung vor. Drei Thronpr?tendenten stritten sich: Otto IV., der Neffe des englischen K?nigs Richard L?wenherz, Philipp von Schwaben, Barbarossas j?ngerer Sohn, und Friedrich II., der erst zweij?hrige Sohn des verstorbenen Kaisers. Hermann lie? sich zuerst f?r Ottos Partei gewinnen (Otto soll ihm 8000 Mark nebst G?tern versprochen haben)⁵⁶⁾; er erhielt die sehr begehrten Reichsst?dte Nordhausen und Saalfeld zu Lehen, mu?te sie aber, da die beiden St?dte dem Welfen die Pforten nicht ?ffnen wollten, mit Waffengewalt erobern⁵⁷⁾. Nordhausen nahm er nach sechsw?chiger Belagerung ein; darauf pl?nderte er Saalfeld und schonte weder Kirchen noch Kl?ster, weshalb er auch prompt mit dem Kirchenbann bedroht wurde⁵⁸⁾. Philipp von Schwaben dagegen bedr?ngte die Welfen und zog 1199 in Goslar ein. Mit dem Tode des Richard L?wenherz versiegten pl?tzlich auch Ottos Geldquellen, so da? die Lage der Welfen bedenklich

⁵⁵⁾ *Annalen der dt. Literatur* I (1951), S. 101.

⁵⁶⁾ »Do quam der konigk Otto yn Doryngen unde suchte lantgraven Hermanns fruntschaft, unde was om Philippus hatte geloubet, das geloubete her om zwiveldigk« (Rothe, op. cit. S. 317).

⁵⁷⁾ Dobenecker, op. cit., Urk. 1099, Anm. 2.

⁵⁸⁾ ebda, Urk. 1175.

aussah. Hermann suchte sogleich Anschluß an Philipp, der vom französischen König Philipp August unterstützt wurde und nun mehr bieten konnte. Leicht und rasch vollzog sich der Parteiwechsel; Ottokar von Böhmen vermittelte. Der Landgraf konnte nicht bloß Nordhausen, Mühlhausen und Saalfeld behalten, sondern erhielt auch Orlan und die Burg Ranis. Seinen Gegentribut leistete er am 28. Mai 1199 bei der Wahl Philipps in Nürnberg. Auf dem folgenden Hoftag zu Magdeburg vom 15. August wurde Hermann offiziell belehnt und schon zu Weihnachten desselben Jahres galt er in Magdeburg als einer der mächtigsten und am meisten umworbenen Fürsten im Gefolge Philipps.

In dieser politisch sehr regen Zeit verließ Walther von der Vogelweide Wien (1198), nachdem sein Brotherr Herzog Friedrich von Babenberg auf der Kreuzfahrt gestorben war (1197) und dessen Nachfolger Leopold VII. den Dichter anscheinend nicht genügend belohnte. Walther suchte einen neuen Herrn, gerade als Hermann aus dem Hl. Lande zurückkehrte. Wäre es Zufall, daß Walther, der nie vorher politische Gedichte geschrieben hatte, nun mit den drei Reichssprüchen hervortrat? Der Wechsel vom Minnesang zu politischen Sprüchen oder, um mit Maurer⁵⁹⁾ zu sprechen, zu politischen Liedern, muß einen Grund haben. Man kann mit Schönbach-Schneider annehmen, daß »die sorgfältige Analyse modischer Liebesgefühle, die überliebевolle Kultivierung des eigenen Innern dem Dichter nicht mehr am Platze schien in einer Zeit stürmischen äußeren Geschehens«⁶⁰⁾. Aber man fragt sich, warum erst und gerade jetzt. Wir glauben mit H. Kuhn⁶¹⁾, daß die Reichssprüche schon im Fürstendienst geschrieben wurden. Walthers früherer Brotherr hatte Minnelieder verlangt, der neue aber, Hermann, brauchte politische Lieder, und zwar sehr! (Schon Wilmanns-Michels⁶²⁾ hat darauf hingewiesen.)

In Frankreich kannte man den politischen Dichter längst; der berühmteste war Bertran de Born. Hermann, der in jungen Jahren französisches Brauchtum kennengelernt und auf dem Kreuzzug wieder mit vielen Franzosen Kontakt gefunden hatte, suchte wohl nach französischem Vorbild einen Hofdichter. Vielleicht tat er es auch in Anlehnung an das Verhältnis des Archipoeta zu Barbarossas Kanzler Rainald von Dassel; denn nach der Art dieses Politikers gab er nun Walther Richtlinien für politische Verse⁶³⁾; er bedurfte seiner zur Propagierung und Verteidigung seiner

⁵⁹⁾ Fr. Maurer, Die politischen Lieder Walthers von der Vogelweide (1954), S. 1.

⁶⁰⁾ Schönbach-Schneider, Walther von der Vogelweide (1923), S. 49.

⁶¹⁾ Annalen S. 101.

⁶²⁾ Wilmanns-Michels, Leben und Dichten Walthers von der Vogelweide (Germanistische Handbibliothek II [1916], S. 111–113.)

⁶³⁾ A. Schmidt, Die politische Spruchdichtung eine soziale Erscheinung des 13. Jhdts. (Wolfram-Jahrbuch 1954), S. 62.

politischen Ansichten und Schachzüge⁶⁴). Walther wurde sein williges Sprachrohr (vgl. das um 1213 geschriebene 35. 7: »Ich bin des milten landgrâven ingesinde«) und hielt dem Herrn die Treue (35. 10: »er waz es ê und ist ez noch«)⁶⁵).

2.

Die drei Reichssprüche sind dichterischer Ausdruck der Ansichten des Landgrafen. Das Gedicht 19. 29 scheint allerdings anzudeuten, daß Walther an Philipps Hof kam; in jüngster Zeit haben Zeydel und Morgan dies angenommen⁶⁶). Die Zeilen »mich hât daz rîche und ouch diu krône an sich genomen« müssen jedoch nicht unbedingt bedeuten, daß Walther in den persönlichen Dienst des Königs trat. Dieses ganze Gedicht sollte wohl vielmehr bildlich verstanden werden, und zwar aus folgenden Überlegungen: Walther hatte mit den neuen Aufgaben neue poetische Begeisterung erhalten, Reich und Krone sind die ihm aufgetragenen Themen, er kann deshalb in ein »hohgemüete stîgen«; war sein Dichten nach Friedrichs Tod ziemlich ziellos, so ist er jetzt stolz auf seinen Auftrag. »Ich bin wol ze fiure komen« bedeutet wohl eher »ich bin gut zurecht gekommen«, als daß es auf »ein warmes Herdfeuer« hinweist. So verstanden scheint auch der Hinweis auf das Tanzen logischer. Nach Friedrichs Tod waren Walthers Gedichte traurig und »slîchent«, ohne Auftrieb; jetzt, wo »das rîche und ouch diu krône« seine Themen sind, belebt sich seine Poesie wieder mit Rhythmus und Temperament, der Dichter kann wieder »in ein hohgemüete stîgen«. Und ferner: stände Walther im Dienste Philipps, würde er kaum das Reich *stets vor* der Krone nennen; für Hermann dagegen stand der Reichsgedanke tatsächlich im Vordergrund, die Krone, als die ausführende Macht, kam erst nachher. Schwerlich würde Walther, wenn er im Dienste Philipps gestanden hätte, eben diesen Philipp mahnen: »Philippe setze en weisen ûf, und heiz si treten hinder sich« (9. 15); denn als Dichter und Ministeriale kam es ihm nicht zu, den König zu mahnen, als Sprachrohr des mächtigen Landgrafen aber konnte er dem König sagen, was sein Brotherr verlangte⁶⁷). – Es bleibt mit Burdach⁶⁸) noch zu erörtern, ob Walther nicht eher in den Dienst des Patriarchen von Aquileja trat. Die Gedichte jener Zeit jedoch geben keine Anhaltspunkte, auch

⁶⁴) Schmidt, op. cit. S. 48–49 und S. 55.

⁶⁵) ebda S. 80.

⁶⁶) Zeydel-Morgan, *Poems of Walther von der Vogelweide* (1952), S. 6.

⁶⁷) Vgl. Schmidt, op. cit. S. 61: »Wenn der Dichter der 'tiutschen zunge' zu-ruft: 'Philippe setz en weisen uf und heiz si treten hinter sich', so sprechen durch ihn die staufischen Führer . . ., die durch die Worte des Künstlers die Deutschen für Philipp auffordern.«

⁶⁸) K. Burdach, *Der mythische und der geschichtliche Walther* (Deutsche Rundschau CXIII [1902]).

wissen wir nicht, ob Wolfger, der damals eben erst die politische Arena betrat, einen politischen Dichter nötig hatte⁶⁹). Hatto erwähnt⁷⁰), daß die etwas später geschriebenen Gedichte im Ottenton für Dietrich von Meißen verfaßt wurden. Möglich ist dies wohl; Walther hat später auch für Wolfger von Aquileja gearbeitet. Ministerialen konnten ausgeliehen und ausgetauscht werden⁷¹).

Nachdem oben dargetan ist, wie Hermann von Thüringen mit andern Dichtern der Zeit verfuhr, halten wir es für höchst wahrscheinlich, daß Walther in seinem Dienste die politischen Sprüche schrieb und in seinem Auftrag die Reichssprüche verfaßte.

Der Spruch 8. 4 mußte zeigen, wie traurig es in der Welt ohne Treue, ohne Frieden, ohne Recht aussah; 8. 28 weist einen Ausweg: die Tiere haben einen König, einen Führer, einen Beschützer, also soll auch Deutschland sich ein Haupt wählen⁷²); wer aber kann das sein außer Philipp (der zwar noch nicht gekrönt, von den Fürsten jedoch bereits gewählt ist)? Für ihn wird um weiteren Anhang und allgemeine Unterstützung geworben. Im dritten Spruch 9. 16 greift Walther zum ersten Mal den Papst an und sagt von den »Pfaffen«, »si bienen die si wolten, und niht den si solten«. Man bedenke, daß, wie oben erwähnt, Landgraf Hermann nach der Zerstörung des Klosters Saalfeld im Jahre 1198 mit dem Banne bedroht worden und daß Philipp damals dem Banne verfallen war; daß die Fürsten in einem Brief an den Papst heftig protestierten⁷³) gegen eine Erklärung des päpstlichen Gesandten, wonach jeder, der König Otto den Gehorsam verweigerte, mit dem Kirchenbanne bestraft werden sollte. Dieser Zusammenhang weist auf die Aktualität der Reichssprüche hin⁷⁴)

---

⁶⁹) Schmidinger, op. cit.

⁷⁰) A. Hatto, Walther von der Vogelweide's Ottonian Poems (Speculum XXIV [1949]).

⁷¹) Schmidinger, op. cit. S. 112.

⁷²) Uns scheint, daß Walther weniger an den Bienenstaat dachte, wie J. Wiegand, Zur lyrischen Kunst Walthers, Klopstocks und Goethes (1956), S. 22, meint, als vielmehr an die Fabel von den Fröschen, die einen König haben wollten. Bekanntlich haben die Bienen keinen König, sondern eine Königin.

⁷³) Bühler, op. cit. S. 341.

⁷⁴) Wir können uns nicht zu Maurers Auffassung (op. cit. S. 8) bekennen, daß »man sich sehr wohl ein politisches Lied um 1203 entstanden denken kann, auch wenn sich eine der Strophen auf Ereignisse vor 1198, eine andere auf solche von 1202 bezieht«. Unseres Erachtens wäre in einem solchen Falle das ganze politische Lied ohne Bestehensrecht und hinfällig. Besonders Walthers Lieder, die mahnen und anspornen, wären wertlos, wenn sie ihre Aktualität einbüßten. Denn wozu schreibt man politische Lieder, wenn nicht um zu überzeugen, um Ideen zu propagieren? Man denke an die beißenden Rheinlieder pro und contra im 19. Jhd! Hätten diese noch je fünf Jahre nach dem Rheinstreit geschrieben werden können?

Die Fürsten argumentierten, sie hätten Philipp gewählt, weil sie »keinen Vornehmeren der Abstammung nach (vgl. 19. 8: 'dâ gienc eins keisers bruoder und eins keisers kint'), keinen, der in hellerem Ruhmesglanz erstrahlte, keinen Geeigneteren für das Szepter und die Regierung des hl. Reiches finden konnten«⁷⁵). Philipp selbst wies in einem Brief an Innozenz III. darauf hin, daß seine Krönung doch die wahre, einzig richtige sei und nicht diejenige Ottos, dem zwar in Aachen, in der traditionellen Krönungsstadt, die Kaiserwürde verliehen worden sei, der aber die Reichsinsignien nicht besitze. Dies alles greift Walther auf: »Diu krône ist elter danne der künic Philippes sí, dá mugent ir alle schouwen wol ein wunder bí, wies ime der smit sô ebene habe gemacht« (18. 29–31), und: »er truoc des ríches zepter und die krône« (19. 10). Woher hätte Walther die Kenntnis der Überlegungen und Argumente der Fürsten genommen, wenn sie ihm nicht von einem der ihnen dargelegt worden wären⁷⁶? Er gehörte ja nicht zu den Fürsten selber; kannte er als Ministeriale die Dokumente⁷⁷), so wäre es doch eine Unverschämtheit gewesen, deren Inhalt (in Gedichtform) zu veröffentlichen. Spricht er dagegen im Namen der Fürsten, insbesondere im Auftrag des Mächtigsten unter ihnen, so geht alles in guter Ordnung.

Im Jahre 1201 richteten die deutschen Fürsten ein weiteres Schreiben an den Papst, um sich gegen seine Einmischung in die deutsche Politik zu verwahren. Auch Hermann unterzeichnete diesen Brief, um den Papst zu bitten, er möge den von den Fürsten gewählten Philipp »veniente tempore et loco« salben. Innozenz aber antwortete: »Ihr könnt wählen, wen ihr wollt, ich aber werde salben, den ich will.« Im gleichen Jahre bestätigte Otto sein Versprechen von 1199, wonach er dem Papste stets treu folgen und alle Macht lassen werde (3. August 1201)⁷⁸). Wir sehen hier eine Gelegenheit, Walthers Gedicht von der »Konstantinischen Schenkung« anzuknüpfen (25. 11)⁷⁹) und neigen zur Auffassung Burdachs⁸⁰) und Wilmanns⁸¹), das Gedicht sei 1201 anzusetzen. Walther verwendet auch hier wieder (vgl. oben) Zitate aus Briefen für seine politischen Gedichte: er bleibt sich und seiner Methode treu. Das Gedicht ist kaum auf Friedrich II. gemünzt, wie Paul will⁸²), denn wie könnte es von ihm, der 1212 noch

⁷⁵) Bühler, op. cit. S. 333.

⁷⁶) Schmidt, op. cit. S. 61, glaubt, Walther sei besonders vom Kanzler Konrad von Würzburg und vom Patriarchen Wolfger angeregt worden und habe von ihnen genaue Richtlinien erhalten.

⁷⁷) K. Burdach, Walther von der Vogelweide (1900).

⁷⁸) Bühler, op. cit. S. 330.

⁷⁹) Maurer, op. cit. S. 30, hält dieses Gedicht für unecht.

⁸⁰) Burdach, Walther von der Vogelweide, S. 48.

⁸¹) Wilmanns, op. cit. S. 108.

⁸²) H. Paul, Die Gedichte Walthers von der Vogelweide, 5. Aufl. (1921), S. 101.

ein besitzloser Jüngling war, heißen: »Künc Constantin der gap sô vil . . . dem stuol ze Rôme«? Otto hatte schon 1201 seine Macht und seinen Besitz gerühmt, er konnte »sper kriuz unde krône« verschenken. Für das Entstehungsjahr 1201 sprechen auch die Worte des Engels: »ê stuont diu kristenheit mit zühten schône.« Nur drei Jahre zuvor war der Kaiser gestorben und das Reich zerstört worden; Walther wollte an die geregelten Zustände erinnern. 1212 wäre die Mahnung schon reichlich spät gekommen, die jüngere Generation kannte kaum etwas anderes als Zwie-tracht in der »Kristenheit«. Walther weist auf eben Geschehenes, das Gift ist »nû« gefallen, »der paffen wal« schwächt die höchste Macht im Reich. 1212 ist aber dies alles nichts Neues mehr, man hatte sich längst an das Wühlen des Papstes in der Reichspolitik gewöhnt.

3.

Hermann von Thüringen schickte sich 1201 an, sein politisches Lager einmal mehr zu wechseln; er verhandelte insgeheim mit Otto, denn Philipps Geld war erschöpft, während dem Welfen nun aus der Hand Johans von England wieder neue Summen zuflossen⁸³). Noch 1201 bekundete der Papst dem Landgrafen brieflich seine Freude darüber, daß er Philipp preisgeben werde. Zu Beginn des Jahres 1203 versuchte Philipp mit Ottokars von Böhmen Hilfe, Hermann zu verständigen und zu behalten, im Mai dieses Jahres aber folgte der offene Bruch. Am 24. August 1203 huldigte Hermann an Ottos Hoftag in Merseburg dem Welfenkönig und schenkte noch im gleichen Jahre die Hand seiner Tochter Hedwig dem Welfengrafen Albert von Orlamünde. Sein Schwiegersohn Dietrich von Meißen hielt Philipp die Treue.

Es versteht sich, daß man Hermann (und auch Walther) der Treulosigkeit bezichtigen konnte⁸⁴), doch darf man nicht übersehen, daß es damals viele unzuverlässige Fürsten gab, die sich weit mehr um den eigenen Vorteil als um das Wohl des Reiches kümmerten. Philipps Protonotar, der Bischof von Speyer, der die Krönungsinsignien aufbewahrte, erklärte, er gebe sie gerne an Otto heraus, wofern dieser ihn zum Kanzler am kaiserlichen Hofe mache⁸⁵).

Wie spiegeln sich diese Vorgänge in Walthers Dichtung? Sobald sich Hermann von Philipp nicht mehr genügend beschenkt erwähnt, singt Wal-

⁸³) Jaffrow, op. cit. S. 132.

⁸⁴) Vgl. Eberhardt, op. cit. S. 31, wo Hermann eine »politische Windfahne« genannt wird.

⁸⁵) Bühler, op. cit. S. 359. Vgl. Handbuch der dt. Geschichte (1935), S. 232, das nach dem Ursberger Chronisten zitiert: »Mit diabolischer Kunst scheuten die Landesfürsten und Barone sich nicht, Gelübde zu brechen, den Treueid zu verletzen und alles recht zu verwirren, indem bald die meisten von Philipp abfielen, um Otto anzuhängen, bald umgekehrt! Vgl. auch Jaffrow, op. cit. S. 126.

ther 16. 36 und 17. 11, um den König zur »milte« anzuspornen. »Nû hâst du guot und êre . . . der milte lôn ist sô diu sât, diu wünnelîchen wider gât dar nâch man si geworfen hât: wirf von dir milteclîche.« Ganz im Geiste Hermanns folgt der Vergleich mit dem Fürsten des Altertums, mit Alexander. Es leuchtet uns nicht ein, daß diese Strophe Ausdruck von Walthers persönlicher Enttäuschung sein soll⁸⁶). Philipp war wegen seiner »milte« bekannt und hätte einen Dichter noch reichlich zu beschenken vermocht. Walther stand aber nicht in Philipps, sondern in Hermanns Dienst, und diesem versprach Otto jetzt eben mehr, als Philipp geben konnte⁸⁷). Der Spruch vom Spießbraten versinnbildlicht, wie derjenige »das rîche verlûr«, der zu wenig gibt. Dieser Strophe gebricht es jedoch an Ehrlichkeit, denn König Philipps bis zum äußersten gehende Freigebigkeit war allbekannt; er verschenkte zu viel und entblößte sich selber bis zur Armut. Aber der Dichter ist wiederum Sprachrohr Hermanns⁸⁸), dessen Abfall heranreift; Walther bereitet die Öffentlichkeit vor⁸⁹), er gibt nicht seine persönliche Meinung wieder, trotz Burdach⁹⁰). In vermehrtem Maße gilt dies (Wilmanns hat es vermutet⁹¹)) von 19. 17, worin der König beschuldigt wird, er sei »niht dankes milte«, unter bewußter Anspielung auf die »milte« des Sultans Saladin, von dem, wie das Gerücht wollte, Hermanns Bruder Landgraf Ludwig Geld erhalten hatte. Als empfindlicher Hieb mußte die Erinnerung an die »milte« des Löwenherz, des Erbfeindes der Staufer, wirken. Die Gedichte müssen somit als vorzügliche Stimmungsmache für Hermann verstanden werden.

Philipp bekämpfte Hermann in den folgenden Monaten mit aller Macht. Thüringen litt sehr unter seinen Angriffen, die Unordnung nahm im ganzen Lande überhand. Es ist nicht gewiß, ob Walther während dieser unruhigen Zeit immer bei Hermann blieb; möglicherweise ging er damals an den Hof des Bischofs Wolfger von Passau, der zur Stauferpartei gehörte und auch zu Ottokar von Böhmen Beziehungen pflegte⁹²). Von dort ist er wohl, vielleicht im Gefolge Wolfgers, zum Hochzeitsfest des staufisch gesinnten Babenbergers nach Wien gezogen. Diese Abwesenheit Walthers hätte dem Landgrafen gelegen sein können. Einige von Hermanns Leuten hielten heimlich zu Philipp und leisteten die gebührende Hilfe nicht mehr, so daß Hermann auf den Schlachtfeldern immer mehr vereinsamte – und

⁸⁶) K. Burdach, *Walther von der Vogelweide und der vierte Kreuzzug* (Historische Zs. XXXXV [1932]), S. 45.

⁸⁷) H. Harder, *Walther von der Vogelweide, der Sänger des Reiches* (1953), S. 55.

⁸⁸) Vgl. Harder, *op. cit.* S. 55.

⁸⁹) Jaffrow, *op. cit.* S. 137, und Mackensen, *op. cit.* S. 53.

⁹⁰) Burdach, *W. v. d. Vogelweide und der vierte Kreuzzug*, S. 42.

⁹¹) Wilmanns, *op. cit.* S. 111.

⁹²) Schmidinger, *op. cit.* S. 100.

bald seine Gesinnung änderte. Als der zu Hilfe gerufene Vetter Ottokar von Böhmen kurz nach der Vereinigung mit Hermanns Heer seine Truppen wieder zurückzog, vollzog der Landgraf seine Schwenkung ins Stauferlager. Kein Wunder, denn Ottos Sache stand erneut schlecht, weil England verschiedene Kriege zu führen genötigt war und einmal mehr kein Geld schicken konnte. Der Graf von Meißen, der Philipp die Treue gehalten hatte, vermittelte, und am 17. September 1204 fiel Hermann dem Staufer in Ichtershausen zu Füßen und flehte um Gnade. Er war nicht der einzige Opportunist; selbst der Bischof von Köln achtete seinen Otto geleisteten Eid gering und krönte am 6. Januar 1205 Philipp zu Aachen in Anwesenheit zahlreicher Edler und Fürsten, auch des Landgrafen von Thüringen⁹³).

4.

In der nun folgenden relativen Friedenszeit erreichte der Thüringer Hof seinen Höhepunkt als literarisches Zentrum. Walther konnte jetzt mit einer Dosis Spott, aber doch voll Wertschätzung in 20. 4 bzw. 20. 10 singen:

der lantgrâve ist sô genuot
daz er mit stolzen helden sine habe vertuot,
der iegeslicher wol ein kempfe waere.
mir ist sin hôhiu fuore kunt:
und gulte ein fuoder guotes wînes tûsend pfunt,
dâ stüende ouch niemer ritters becher laere.

Die Darstellung des »frohen Lebens« an Hermanns Hof läuft zu den betreffenden Stelle bei Veldeke, Herbort von Fritzlar und Wolfram parallel. Die Zeitläufe waren jedoch nicht eitel Glanz und Freude; gleichzeitig mag Walther auch seine bittere Klage 21. 25 gedichtet haben. Wir glauben mit C. von Kraus⁹⁴), daß Wilmanns und Burdach das Gedicht zu Unrecht 1201 ansetzen und deuten es nicht auf die damalige Sonnenfinsternis, sondern allgemein, in Anlehnung an Markus 13, 24–26. Ein Brief der Pisaner an Philipp vom Jahre 1208 vermittelt ein ähnliches Zeitbild:

Die Bosheit nahm vom höchsten Heiligtum ihren Ausgang, weil das geistliche Schwert mit dem weltlichen in *einer* Scheide sein will und so infolge der Schwäche des Hauptes die einzelnen Glieder verdorben werden. Kurz, die Treue ist dahin, die Gerechtigkeit wird verlassen . . ., einzig die Gewalt herrscht⁹⁵).

Dazu kam die Überführung deutscher Gelder nach Rom⁹⁶). Bei Geistlichen wie bei Laien wurden Steuern erhoben, die Gelder wurden in Truhen, zu denen nur Bischof und Priester Schlüssel besaßen, gesammelt

⁹³) Bühler, op. cit. S. 348.

⁹⁴) C. von Kraus, Walther von der Vogelweide, Untersuchungen (1935), S. 65 bis 66.

⁹⁵) Bühler, op. cit. S. 355.

⁹⁶) Jaffrow, op. cit. S. 175.

und nach Rom geschickt⁹⁷⁾. Der Franzose Fulko predigte eifrig für diese Sammlung, und zwar in päpstlichem Auftrag. Doch wurden noch auf andere Weise Gelder nach Rom kanalisiert; Bühler⁹⁸⁾ schreibt:

Fast jedes Bistum, fast jede Prälatur und selbst fast alle Pfarrkirchen werden in Streitigkeiten verwickelt und in ihren Angelegenheiten nach Rom gezogen, wo sie nicht mit leeren Händen erscheinen.

Wohl hat Walther solche Vorgänge und Zustände zum Anlaß seiner Sprüche 27. 7, 34. 3 und 34. 14 genommen.

Nach Philipps Ermordung im Jahre 1208 schien Ottos IV. Alleinherrschaft endlich gesichert. Im Gegensatz zu Philipp, dem Gütigen, Milden, Anmutigen, war der Braunschweiger ein »tollkühner Kämpfer von außergewöhnlicher Körperkraft, überlegt und halsstarrig, erfüllt von dem herrischen Stolz seines Geschlechts«⁹⁹⁾. Hatte sich der Staufer »milte« bis zur Verschwendung gezeigt, so zeichnete sich Otto durch eine an Geiz grenzende Kargheit aus¹⁰⁰⁾ und mußte sich sogar vom Papste zur Freigebigkeit mahnen lassen¹⁰¹⁾. Diesen Kontrast fühlte Hermann und bewahrte seine feindliche Gesinnung gegen den Welfen nach wie vor, hatte er doch noch 1211 die ihm versprochenen Städte Nordhausen und Mühlhausen nicht erhalten. Während Ottos italienischen Feldzuges knüpften manche Fürsten mit Friedrich II., dem neuen Schützling des Papstes, heimliche Beziehungen an, und Friedrich verstand es, sie alle durch reiche Gaben an sich zu ketten (er soll die vom französischen König erhaltenen 20000 Silbermark gänzlich unter die Fürsten verteilt haben!). Was Wunder also, wenn Walther jetzt Friedrichs »milte« pries und Ottos Knauserigkeit anprangerte und so nochmals die bevorstehende politische Kursänderung seines Herrn verkündete? Er tat es in den Strophen 26. 23 und 26. 33.

Schon im August 1210 hatten sich Hermann von Thüringen, Dietrich von Meißen und Ottokar von Böhmen gegen Otto IV. verschworen; sie kamen bald in den Genuß der Unterstützung des Papstes wider den »Tyrrannen«. 1211 traf Hermann in Bamberg mit Fürsten zusammen, um sie auf Geheiß des Papstes vom Welfen abtrünnig zu machen. Sein Schwiegersohn, der Graf von Anhalt, die Herzöge von Bayern und Österreich und der König von Böhmen folgten seinem Beispiel, jedoch die Reichsstädte und viele seiner Edlen ließen sich nicht zum Abfall bewegen; auch Dietrich von Meißen zog sich zurück. Dieser schloß 1212 mit Otto sogar einen

---

⁹⁷⁾ R. von Raumer, *Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit*, Bd. III (1878), S. 7.

⁹⁸⁾ Bühler, *op. cit.* S. 329.

⁹⁹⁾ Bühler, *op. cit.* S. 24–25.

¹⁰⁰⁾ E. Kantorowicz, *Kaiser Friedrich der Zweite* (1936), S. 64.

¹⁰¹⁾ von Raumer, *op. cit.* S. 7.

Vertrag¹⁰²) und versprach, den Kaiser u. a. gegen den Papst und gegen Hermann zu schützen. Hermanns Politik siegte erst, als Otto im folgenden Jahre zum Häretiker erklärt¹⁰³) und Friedrich zum künftigen Kaiser gewählt wurde.

Als Otto IV. 1212 aus Apulien zurückkehrte, mußten manche Fürsten die Strafe für ihren Abfall gewärtigen, denn Friedrich schien nicht beeilt, Otto zu besiegen. Der alte Kaiser zog zuerst gegen Thüringen. Es hat den Anschein, als ob Walther hier einspringen mußte und für Hermann und dessen Schwiegersohn Dietrich von Meißen 11. 30 schrieb, um den erbosten Kaiser zu versöhnen und den eigenen Herrn von dem Makel der Abtrünnigkeit reinzuwaschen. Ob Walther die »Meißnergedichte« 11. 30, 18. 15, 105. 27 und 106. 3 alle im Dienste des Meißners oder teilweise im Auftrage Hermanns verfaßt hat, bleibt eine offene Frage; die Gedichte 105. 27 und 106. 3 könnten sehr wohl auf Hermanns Geheiß entstanden sein, zur Zeit nämlich, als der Meißner, der dem Thüringer die Markgrafschaft verdankte¹⁰⁴), Hermanns prostaufischer Politik keine Folge leistete und 1211–1212 Otto treu blieb. 18. 15 könnte auf das Ludwigslied hinweisen oder, noch wahrscheinlicher, auf ein Lied aus dem Besitz von Hermanns Erzieher Ludwig VII. von Frankreich, das ihm vom Schwiegersohne geschenkt worden wäre¹⁰⁵). Diese Möglichkeiten näher zu beleuchten und zu untersuchen, würde hier zu weit führen. Immerhin zeigen diese Hinweise erneut, wie sehr Walther als Sprachrohr seines Herrn amtete. Friedrichs Einfluß und Macht wuchs zusehends; schon vor der Krönung betrachtete er sich als Kaiser und äußerte am 12. Juli 1213, er verlange nichts, als was des Kaisers (!) sei, er lasse den Geistlichen das Ihrige und freie Wahl¹⁰⁶). Walther greift diese Ansichten auf in 11. 6, 11. 18 und 12. 6 und wiederholt, Gott gehöre das »himelrîche«, dem Kaiser aber die Erde. Wir teilen Hattos Auffassung, 11. 6 und 11. 18 seien 1212 für Otto geschrieben worden¹⁰⁷), also nicht. Der Welfe revoltierte damals gerade gegen den Papst, so daß ihm der Dichter kaum die Worte in den Mund legen konnte: »Her babest, ich mac wol genesen: wan ich wil iu gehorsam wesen.« Dies sind eher Worte für den neuen Schützling des Papstes, den jungen Staufer Friedrich, für den Hermann die politische Werbetrommel

¹⁰²) Dobenecker, op. cit. Urk. 1500.

¹⁰³) Rothe, op. cit. S. 324–325: »Do (zu der Nowinburgk) vorkundigete man offinberlichen . . .«, vgl. Fußnote 54!

¹⁰⁴) Chr. Haeutse, Landgraf Hermann I. von Thüringen und seine Familie (Zs. des Vereins f. thüring. Gesch. u. Altertumskunde V [1865]), S. 89–92.

¹⁰⁵) Vgl. Maurer, op. cit. S. 49. Er meint, dieses Gedicht sei für Dietrich von Meißen geschrieben, der zweimal einem Könige Ludwig begegnete und ebenfalls in »Franken« war.

¹⁰⁶) von Raumer, op. cit. S. 107.

¹⁰⁷) A. Hatto, op. cit. S. 543.

rührte. Wir haben erwähnt, daß sich Friedrich von Anfang an die Unabhängigkeit gegenüber dem Papste gesichert hatte, er willigte nie ein, sich ihm blindlings zu unterwerfen. Diese Haltung zeigen die Gedichte 11.6 und 11.18, die sich teilweise an Friedrichs Worte anlehnen.

5.

Wohl die letzten Sprüche in Hermanns Auftrag sind 12.18 (an den Kaiser gerichtet) und 29.15 (an die Fürsten). Des Landgrafen Geist wurde gegen Ende seines Lebens umnachtet, so daß die Regierungsgeschäfte dem jungen Regenten Ludwig überlassen werden mußten. Diesem diente Walther, solange Hermann noch lebte (85.17). Als der große Thüringer aber gestorben war, fühlte er sich an dessen Hofe nicht mehr am Platze, gleich Wolfram, der seinen Willehalm jäh abbrach. Wohl damals erhielt Walther vom Kaiser ein Lehen als Dank und Anerkennung für die Dienste, die er im Auftrage des mächtigen Verwandten den Stauferkaisern geleistet hatte, vielleicht auf die Fürsprache des jungen Landgrafen von Thüringen hin, wie Wilmanns, im Anschluß an Burdach, bemerkt¹⁰⁸); denn »Friedrich selber kannte deutsches Wissen, deutsche Sprache und Dichtung aus eigener Anschauung kaum«.

Mit dem Landgrafen Hermann starb auch die blühende Dichterschule von Thüringen. Schon die nächste Generation erstellte dem Thüringer Fürsten im Wartburgkrieg ein Denkmal, so daß er immerfort weiterlebt als ein Herrscher, der den Dichtern »milte uz kindes jugent« widerfahren ließ und an den schönsten Werken der mittelalterlichen Literatur Anteil hat.

---

¹⁰⁸) Wilmanns, op. cit. S. 142.